

Die Marobbiotterin [Schluss]

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 8

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

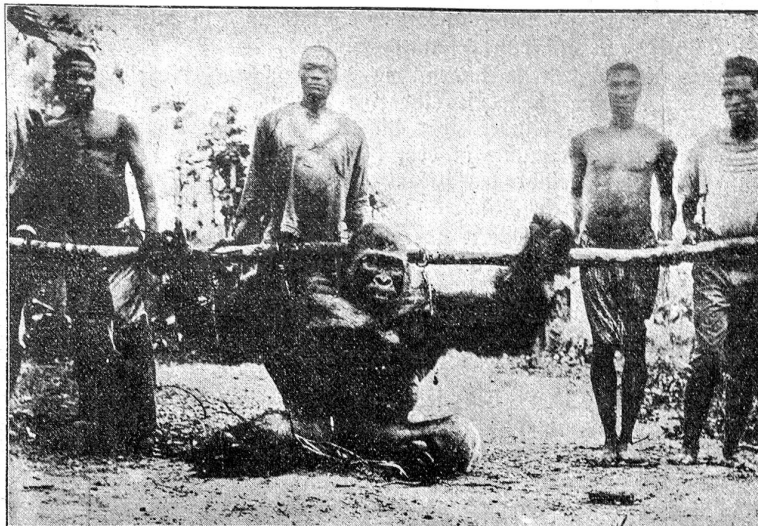
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eier, junge Vögel und kleine Tiere, besonders Insekten. Ihre Losung in Freiheit und ihre Gier nach Fleisch in der Gefangenschaft beweisen ohne dies, daß sie keine reinen Pflanzenfresser sind. Es gibt unter den Schimpansen recht stattliche Burschen, wie aus den Aufnahmen ersichtlich, doch sind sie trotz ihrer Körperkräfte durchweg harmlos, sie fliehen vor dem Menschen geräuschvoll, verstecken sich und verhalten sich dann ganz still. — Den Tschego in Gefangenschaft zu halten oder zu beobachten, hatte ich keine Gelegenheit. Jedes Tier, das ich in Freiheit oder erlegt sah, hatte ein anderes Gepräge. Der Tschego neigt in seinem Benehmen zum Gorilla hin, lebt einzeln oder familienweise, hat das Stille dieses großen Bruders und ist seltener als der Schimpanse, kommt jedoch im ganzen Waldgebiet zwischen Sanga und Tschah sowie östlich und südlich davon verhältnismäßig oft vor.

Auch der Gorilla, von dem man noch vor einiger Zeit annahm, er sei selten, ist in diesem Geländeabschnitt zahlreich vorhanden. Besonders sind es unbewohnte Waldzonen mit bestimmter Vegetation, die er liebt. Ein Gorillajunges läßt nicht vermuten, welch schrecklicher Gegner das erwachsene Tier sein kann. Ein Blick auf die obige Abbildung macht ohne weiteres verständlich, daß die Eingeborenen vor dem unheimlichen Waldtier Furcht haben und daß sie damit alle möglichen Vorstellungen von bösen Geistern verbinden. Dabei ist das abgebildete Tier nur als mittelgroß zu bezeichnen, obwohl seine Fäuste fast den Kopfumfang der dicht dahinterstehenden Neger haben. Bei anderen Tieren wurden Körperhöhen von weit über zwei Meter festgestellt. Hinzu kommt, daß Oberkörper, Kopf und Arme unverhältnismäßig entwickelt sind, die Beine dagegen schwach, ein Gegensatz, der in Verbindung mit dem grausamen Gesichtsausdruck abschreckend wirkt.

Und doch ergreift der Gorilla, soweit er in Familie lebt, meist vor dem Menschen die Flucht. Gewöhnlich führt ein Oberhaupt, ein robustes Männchen, die Familie, die aus einigen Weibchen und einer Reihe von mehr oder weniger erwachsenen Jungen besteht. Letztere sind nicht notwendigerweise von dem Familienvater gezeugt, sie mögen von einem der Weibchen in die „Ehe“ gebracht worden sein. Der Alte hat die Sorge für die Sicherheit von Weibchen und Jungen. Er deckt den Rückzug im Falle der Gefahr, das Bestreben, seinen lebenden Besitz zu retten, ist ihm wichtiger als der Kampf, den er an sich keineswegs fürchtet. Kritisch wird für ihn die Lage, wenn seine Kräfte mit vorgeschrittenem Alter nachlassen und eines der männlichen Jungen ihm überlegen wird, oder wenn ein Zusammenreffen mit einem anderen, im besten Mannesalter befindlichen Gorilla stattfindet. Dann finden erbitterte Kämpfe statt, bei denen dem Sieger die Beute, das heißt die Weibchen und Jungen, zufällt. Der Besiegte zieht sich grollend zurück, streift verbittert als Einzelgänger durch den Wald und bildet dann eine Gefahr für den Menschen. Denn er empfindet Vangeweile, und da er von Natur neugierig und boshaft ist, ergibt sich sein Verhalten. Vielfach treibt er sich in der Nähe von Lagerplätzen herum und greift den Menschen, auf den er trifft, in der Regel an. Er richtet sich auf, trommelt mit den riesigen Fäusten auf der lederharten Brust und kommt näher. Hat er einen Menschen mit sicherem Griff erfaßt, so hält er den betreffenden Körperteil mit den mächtigen Fäusten fest und reißt mit seinen raubtierähnlichen Fangzähnen das Fleisch in Fetzen, läßt wieder los, faßt an anderer Stelle an und tut dasselbe. Um einen Gegner zu Fall zu bringen, benutzt er oft einen Fuß, stellt also gewissermaßen ein Bein. Gelingt es dem Angegriffenen, einen guten Schuß anzubringen, so ist er gerettet, denn der Gorilla fällt rasch wie ein Mensch.

Im Wald bewegt er sich lautlos auf allen vieren, man



Ein erlegter erwachsener Gorilla.

riecht seine scharfe Witterung meist, bevor man das Tier zu Gesicht bekommt. Sein Geruch gleicht dem der Büffelsohle, ist jedoch viel durchdringender. Seine Nahrung sind Früchte, frische Triebe und Knospen. Fleischnahrung sagt ihm im Gegensatz zu seinem Vetter, dem Schimpansen, nicht zu.

Innerhalb der Familie schlafen Weibchen und Junge meist in niedrigen Astgabeln, der Familienvater dagegen am Fuße des Stammes. Das dumpfe Gebrüll des Gorillas schallt dann und wann grauerregend durch die Stille des nächtlichen Urwaldes. Man sagt, daß kämpfende Nebenbuhler das Gebrüll ausstoßen. Soweit meine Erfahrungen reichen, handelte es sich immer um nur ein Tier. In der Gefangenschaft hält sich der junge Gorilla sehr schlecht, er geht gewöhnlich ein, da er viel zarter und empfindlicher ist als der geräuschvolle und widerstandsfähige Schimpanse.

Zu den interessantesten Tieren, die das afrikanische Waldgebiet birgt, gehören sie beide, und das Studium ihrer Gewohnheiten und ihres Verhaltens ist noch keineswegs abgeschlossen. Wer sich eingehend über die Menschenaffen und ihre geistigen Fähigkeiten unterrichten will, dem sei aus der Brehm-Auswahl in Reclams Universal-Bibliothek der unter Nr. 6332/33 erschienene Band „Die Menschenaffen“ empfohlen. („Univervsum“)

Die Marobbiotterin.

Tessiner Novelle von Maja Matthey.

2.

(Schluß.)

Der Sommer ging zur Neige und der Herbststurm legte über die Alpe. Die jungen Rälblein des Mai waren Rinder geworden und alles Gras war abgefressen, so daß die braune Erde zum Vorschein kam und sie die Herbstzeitlosen hervortrieb, die blaß und blätterlos wie Sterbekerzen ihren Bodenbefäßen.

Wieder wurde das Maultier gesattelt. Schwer bepackt hingen ihm die Tragkörbe zur Seite, darin der letzte Segen der Alpe lag, die maisgelben Ankenballen und die scharfen Geißentäse und das gedörrte Fleisch der Kuh, die zu alt war, um noch einmal von anderem Nutzen zu sein, als dem, den ihre mageren Lenden gaben.

Der würzige Atem der Alpe hatte auch ihr verbrauchtes Fleisch schmackhaft und begehrt gemacht.

Die Marobbiotterin schritt schwerfällig hinter dem Maultiere her. Die kleine Maria jauchzte auf ihrem Rücken in der Hütte. Mit glänzenden Neuglein blickte das Kind in den stahlblauen Herbsthimmel und haschte nach den Zweigen der Tannenbäume, die ihre graugrünen Wetterhärte im Winde flattern ließen.

Wo der Pfad steil abfiel, stützte Antonio sein Weib. Sie dankte ihm mit einem langen Blicke.

Als sie zur Stelle kamen, wo die rauschende Quelle über die Steine schoß, stieg ihr eine Flamme ins Antlitz. Tief senkte sie die Lider über die Augen, damit sie ihr Bildnis nicht sehen mußte in dem kühlen Wasser, das spielend über die Steinbrocken sprang und wie Jugend war, ohne Sorge und Mangellichkeit.

Eine Dumpfheit lagerte über ihr und bedrückte ihr das Gemüt. Sie wußte sich keine andere Erklärung, als daß sie die Frau des Antonio war, und er das Recht hatte, ihren Leib fruchtbar zu machen nach seinem Willen. —

3.

Jeden Mai, wenn sie wieder zur Alpe stieg, lag ein Säugling im Tragkorb des Maultieres, und schritt sie im Herbst abwärts, war sie von neuem gesegnet.

Nun war keine Einsamkeit mehr um sie, und sie fürchtete sich nicht mehr vor der Stille und der weißen Wolke über dem Berggipfel. Die Marobbiotterin war klug geworden in ihrer Art.

Mit den Jahren vergaß der Mann sie zu stützen, wo der Pfad steil abfiel. Er war mit den Fragen des Erwerbes beschäftigt. Allerlei Einfälle kamen ihm, die Geld und Gedanken in Anspruch nahmen. Da war das Lottospiel, das jede Woche ein paar Baken und das Geld zur Reise an die Grenze verschlang. Seine Schlaueit war wie ein zitterndes Wachslicht gegen das Feuerwerk der italienischen Listigkeit.

Er verlor immer und kam grollend heim und konnte es nicht lassen, wieder nach Italien, über die Grenze zu gehen. —

So blieb sein Beutel schmal. —

Als die Marobbiotterin zum siebenten Male hinaufzog zu ihm auf die Alpe, brachte sie sieben junge Mäuler mit. —

„Gute Mutter“, rief das Älteste, die Maria, „gib mir auch zu trinken“, als sie sah, wie sie den Säugling an ihre Brüste legte. Sie gab der Maria und gab den andern, bis ihre Quelle versiegte und ihre Brüste schmerzend, wie leere Säcke, auf ihren Leib schlugen.

Das achte Mal kam sie ohne den Mann, den eine von Berg zu Tal laufende Holzladung in den Abrund gefegt hatte, flinken Ganges die Alpe herab.

Sie wurde wieder schlankhüftig, wie sie als junges Mädchen war und hätte sich spiegeln können in der klaren Quelle.

„Setzt befehle ich“, sagte sie zu den Kindern, und ging zum Bache, um den Mädchen die hellen Röcklein zu waschen und den Knaben ihr dunkles Gewams.

Dabei sang sie, um sich die Zeit zu kürzen: „Maria, meine junge Maria, du trankst dich stark an meinem Leben. Erwinnere dich daran, wenn ich alt bin; Maria, meine junge Maria.“

Sie mußte lachen, als sie den Singang beendet hatte. Ihre Wangen waren rund und braun, und ihre Haarwellen glänzten, wie die Kerne der reifen Quittenfrucht.

„Schöne Mutter“, schmeichelten die Knaben, als sie in die Jahre kamen, da sie Soldaten wurden. „Stricke Strümpfe an unsere Füße, und nähe uns Hemden um unsere Leiber.“

„Schöne Mutter, hole die dürrten Würste aus dem Rauchfang, und steige in den Keller und bringe das gebrannte Wasser in der Korbflasche herauf. Wir müssen weit gehen und werden uns sehnen in der Fremde nach dir und der Heimat.“

Sie griff in den Rauchfang und strickte und nähte und leerte die große Korbflasche in die bereitgehaltenen kleinen der Söhne.

„Reiche Mutter“, schmeichelten die Töchter, als sie mit ihren Liebsten kamen. „Zerschlage deinen Sparhafen, damit wir Hochzeit feiern können.“

Sie ging und zerbrach das irdene Gefäß, das ihre Mutter ihr gab, ehe sie zum Sterben kam.

„Bewahre es, und tue hinzu, was du erlitten kannst, für die Zeit, da deine Füße müde und deine Augen trübe sind“, hatte sie auf ihrem letzten Lager zur Tochter gesagt, als schon die Sterbekerbe zum Anzünden bereit stand und die Stube voller Weihrauch war.

Es begann ihr schwer zu fallen, den Faden durch das Nadelöhr zu ziehen, und am Gestrick glitten ihr die Mänschen herab, ohne daß sie es geachtet hätte.

„Großmutter“, rief die junge Maria. „Schaufle deinen Enkel.“ Ihre Füße waren behende, und sie wiegte das Kind der Maria und schaukelte die der andern Töchter in den Schlaf.

Dann kam es vor, daß sie sich vergaß.

Sie glaubte wieder jung zu sein und den eigenen Kindern zu singen.

„Maria, kleine Maria“, stimmte sie mit zitternder Stimme an und hob den Säugling an ihre Brüste.

Die waren welk und abgedorrt.

In Gedanken stieg sie wieder zur Alpe. Ihre Nasenflügel weiteten sich, um den Duft der Kräuter einzusaugen, und ihre Augen suchten den Camoghè.

Der schien ihr dunkel verhangen. Sie konnte die Schatten der Gemen nicht sehen, die an seinen Wänden entlang geglitten waren wie Geister und Träume.

Sie dachte an die große, weiße Wolke und suchte den Gipfel des Berges.

„Er ist dunkel“, seufzte sie, „ganz dunkel, fast schwarz ist er geworden. Madonna, erbarme dich der armen Seelen.“

Die Töchter begannen von der Mutter, als von der Alten zu reden. Sie taten es heimlich unter sich, mit niedergeschlagenen Augen, als schämten sie sich dabei. Und sie gewöhnten sich daran und sagten es laut.

Tränen tropften aus den Augen der Greisin, als sie zum ersten Male hörte, daß sie die Alte geworden war.

Sie zog den Rosenkranz aus der Tasche und drehte die Rugehn hin und her.

Manchmal war es ihr, als hörte sie ihre eigene Stimme nicht mehr. Sie begann lauter und lauter zu beten.

„Es ist wie in einem Sterbehause“, flüsterten die Töchter. — „Sie betet am Tage und betet durch die lange Nacht.“ —

„Ich will zu den Söhnen gehen“, sagte die Marobbiotterin eines Morgens und ergriff den Rückstoß und schritt fort vom Herde der Töchter.

Dort erlebte sie eine große Freude.

Sie wurde die schöne Mutter genannt und die gute Mutter, und manchmal sprachen sie untereinander von ihr als der reichen Mutter. Ihre Ohren wurden wieder empfänglich für die Worte der Menschen. Sie begann aufzu merken und erquickte ihr Herz.

„Schöne Mutter“, hieß sie der Sohn.

„Gute Mutter“, nannte sie die Sohnsfrau.

„Reiche Mutter“, schmeichelten sie beide und küßten ihr die wellen Wangen und strichen über ihre grauen, spröden Haare.

„Führt mich zur grünen Alpe!“ sprach sie. „Ich will auf meine Alpe“, befahl sie mit dem Eigensinn, der die alten Leute stark und widerstandsfähig macht.

Die Sohnsfrau führte sie, und der Sohn trug sie, als ihre Kräfte nachließen.

Sie kam an der Kirche vorbei, an dem Wäldchen und dem Felsenrund, von dem sie das Tal weit überblicken konnte.

Sie zitterte vor Freude, und Tränen rollten ihr aus den Augen. Sie sah den Camoghè, der hell und glänzend, wie geschliffener Granit, sich in den Himmel hob.

Ueber ihm spannte ein Adler seine Flügel und stieß sein rauhes Raubtiergeschrei in die Himmelsweite.

Sie begann von ihrer Jugend zu erzählen, von dem weißen Licht des Mondes und der kühlen Quelle, von den duftenden Kräutern und den Geistern, die über das dürre Laub huschten und den Menschen in die Träume kamen. Sie wußte von den flinken Forellchen zu sagen, die durch das Wasser der wilden Marobbia schossen, wie glitzernde Pfeile durch die blaue Luft.

Sie erzählte von dem Uhu, der in den Felsen nistete, der Rabe die Mäuse fortging und die Mädchen anblies, die jung sterben sollten.

Ueber einer ihrer Gespielinnen hatte er die Flügel zusammengeschlagen, als sie das dürre Gezweige zusammen trug zur Feuerung für den Winter. Ganz kalt war ihr sein Atem über das Gesicht gestrichen, und sie war gestorben, ehe der Winter kam. Sie fand kein Ende im Erzählen. Immer Neues fiel ihr ein, und immer hastiger redete sie.

Ihr Enkel lauschte ihr mit verlangenden, sehnächtigen Augen.

„Großmutter, gib mir die Alpe,“ rief er und streckte die Hand aus, als könnte er darin das grüne Besitztum bergen.

„Reiche Mutter, gib ihm die Alpe,“ baten der Sohn und die Sohnsfrau.

Sie gab ihm die Alpe.

Nun gehörte ihr nichts mehr, außer ihrem alten Leibe und ihren Erinnerungen.

An ihnen spann sie in den schlaflosen Nächten und den langen Tagen, an denen sie im Winkel saß und wartete.

Ihre Füße trugen sie nicht mehr, und ihre Augen wurden dunkel. Sie wartete immerzu und wußte nicht, worauf sie wartete. Sie sah stundenlang auf die Türe und meinte, sie müsse sich öffnen und jemand hereinlassen.

Vielleicht wartete sie auf ihre Jugend, die weit von ihr gegangen war und ihrer Verlassenheit vergessen hatte.

Sie blickte durch die Fensterscheiben mit ihren trüben Augen und meinte den Gipfel des Berges zu sehen, des Camoghè, an dem die Schatten der Gemsen entlang liefen.

Ihre Ohren verstanden nichts von dem, was die Leute sagten. Sie begann mißtrauisch zu werden und lauschte mit den Ohren der Seele, wenn ihr Sohn in ihrer Nähe war.

Die hörten feiner und schärfer als die besten Menschenohren.

„Ich habe noch einen Sohn“, sprach sie. „Tragt mich zu ihm.“

Der Sohn weigerte sich, sie von seinem Herde zu lassen, denn der Winter war nahe, darin die alten Leute kränkeln und sterben.

Es wurde Mai, und die Äpfel begannen sich zu röten in den Zweigen.

„Sie lebt uns zum Aerger“, sagte die Sohnsfrau. „Tue ihr den Willen“, und er trug sie zu dem andern Sohne.

Der Herbst kam und warf das Gold der Sonne über das Tal, als wäre es unausschöpfbar, wie die Güte Gottes. Mit einem Male versiegte es, und die Marobbiotterin sah an der Flamme, die im Ramin ihres andern Sohnes sich mühte, den Frost aus dem Raume zu treiben.

Zuweilen kam das Enkelkind gesprungen und spielte mit den geweihten Münzen, die die Großmutter am Hals trug.

„Maria, kleine Maria“, sagte die Marobbiotterin, „zerbrich deinen Sparhafen nicht; laß ihn die andern zerbrechen, wenn du tot bist.“

Sie löste ein Münzlein ab und befahl dem Kinde, es in seinem Büchlein zu bergen.

„Sie wird wunderlich“, sprach der Sohn.

„Der Winter ist da“, tröstete ihn die Frau. Sie sagte es schon und fügte nicht hinzu, was sie sich dabei dachte, denn sie war jung und hatte kein hartes Herz.

„Arme Mutter“, klagte der Sohn und griff zur Korbflosche, darin ein Restlein schweren Weines war.

„Arme Mutter, stärke dich.“

Die Greisin erbehte, als der Sohn den Wein ins Becken goß.

Zittrig begann sie zu schluchzen.

„Arme Mutter, hat er mich genannt. Ich war ihm die gute, die schöne und die reiche Mutter, ihm und allen meinen Kindern. Nun bin ich die arme Mutter.“

Es war, als wüßten ihr die Tränen eine Staubschicht aus den Augen.

Sie sah in die Ferne und sah die grüne Alpe, die kühle Quelle und den Camoghè, der weiß im Lichte stand.

„Da ist die Wolke“, flüsterte sie. „Meine weiße Wolke kommt auf mich zu.“ Sie schüttelte sich und begann zu husten und wurde blaß bis in die welken Lippen.

Da legte sie die Sohnsfrau flach auf die Holzbank und begann die Sterbegebete.

Fein und zart kündeten die Silberschellchen in der Hand des Chorknaben den Dörflern, daß Christi Leib zu einer Sterbenden getragen wurde.

Sie legten die Arbeit aus den Händen und blickten dem Zuge nach.

„Es gilt der Marobbiotterin“, riefen sie zurück in ihre Hütten.

Die Ältesten falteten ihre Hände und suchten in ihren Erinnerungen. Und dachten an ein scheues, schlankes Mädchen, das tänzelnd über die Steine der Waldquelle gehüpft war, und blickten hinauf zum Camoghè, der schneeweiß im ersten Winterwams in die Bläue des Aethers ragte.

Sie sahen den weißen Flaum, der über seinen Gipfel strich und flüsterten einander zu:

„Ihre Seele ist mit der weißen Wolke. Nun ist sie zerflossen in dem Blau des Himmels und eingekehrt in den Frieden.“

Altbernisches Sittenleben im Spiegel der Chorgerichtsmanuale.

Von A. Bärtschi.

(Fortsetzung)

Die Chorrichter oder Ehegaumer sollten für den häuslichen Frieden besorgt sein. „Davidt Rott unnd syn Weib“ empfangen einen Rüssel, weil „sy sich vom ein andren üßern (getrennt leben) der Haushaltung halben“. Einem Säumer wird deutlich dargetan: „Wan sy saumen wollen, so solle der Eghan solches verrichten, nicht aber das Weib. Die Schlüssel sollen sie auch gemein haben und sich des Zandens, Raupfens und Schlagens enthalten.“ „Hanz Gygler, der Rächenmacher zu Rotenboun, ein alter, übelhörender Mann, klagte ab seinem jungen Eheweib, daß er sehr ungütlich von selbigem gehalten, offft mit Streichen mißhandelt, ja, des Nachts gar aus dem Beth hinunter geworfen werde. Das Weib gabe vor, sie habe eine Sach an einem Schenkel, und wann sie die ankäme, so habe sie keine Ruh vor Schmerzen, biß sie den Mann geschlagen habe, der ihra sonst lieb und wärth seye. Se hat auch eine Ehbarkheit dem Bendicht Ranz, Chor-Richter zu Rotenbaum, aufgetragen, auff diße Leü zuachten und, so fernere Uneinigkeit by ihnen eräugeten, solches vorzubringen.“ Ein Müllerknecht in Heimiswil verließ böswilligerweise seine Frau. Sie wird mit ihren Bescheiden, begleitet vom Rächmeyer, vors obere Ehegericht in Bern gewiesen. Da ein Suchbrief wirkungslos bleibt, wird die Ehe nach Jahresfrist von der Oberbehörde geschieden.

Streng wurde die Kinderzucht gehandhabt. Das 17. Jahrhundert kennt keinen Humanitätsdufel. Schwere Vorwürfe muß eine allzu liebevolle Mutter hören, die einen